

Der Krieg, die Familie, der Tod

Über große historisch-politische Zusammenhänge – und kleine Schicksale

von
Egbert Scheunemann
September 2019

Als ich im November 2012 Tel Aviv besuchte und in den vorletzten Gaza-Krieg geriet, erlebte ich praktisch, was mir als Politikwissenschaftler und historisch stark interessiertem Menschen theoretisch schon klar war: dass es einen Zusammenhang gab zwischen den Luftalarmen und Raketenbeschüssen, die ich dort erlebte, und dem Bombenhagel, den meine Eltern in ihren Kellern in Berlin erleben mussten. Damals im Zweiten Weltkrieg. Hätte es diesen und den Holocaust als das größte Menschheitsverbrechen aller Zeiten nicht gegeben, würde Israel mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht existieren, hätten meine Eltern den Bombenhagel und ihre Todesängste nicht erleben müssen. Und ich nicht die Raketenbeschüsse damals in Tel Aviv. Und meine Todesängste.¹

*

Vor ein paar Wochen starb einer meiner Brüder. Er war 68 Jahre alt. Vor ein paar Tagen starb ein anderer meiner Brüder. Er war 67 Jahre alt. Kein Alter heutzutage – es sei denn, man hatte eine Vita wie meine verstorbenen Brüder, meine anderen Geschwister, meine ganze Familie. Wie so viele Familien damals in der Nachkriegszeit, als von Flucht, Migration, Integration oder Integrationsproblemen noch niemand als von etwas Besonderem, Außergewöhnlichem sprach. Das alles war einfach normaler Alltag. Schicksal. Man kannte nichts anderes. Man schlug sich durchs Leben. Man litt in aller Stille. Man begriff nicht und hatte auch gar keine Zeit, darüber nachzudenken, in welchem Ausmaß man Spielball übergeordneter historisch-politischer Prozesse war.

*

Meine Familie flüchtete knappe zwei Jahre vor dem Mauerbau 1961 von Ost-Berlin in den Westen Deutschlands. Mein Vater arbeitete nach 1945 in der werdenden DDR als Dolmetscher, Lehrer mehrerer Sprachen und als freier Steuerberater. Aber in der sich entwickelnden DDR gab es mit der Zeit immer weniger Menschen, die sich einen privaten Sprachlehrer leisten konnten. Immer weniger Unternehmer, Selbstständige, die Steuererklärungen abgeben mussten. Meinem Vater, unserer Familie wurden schlichtweg die Lebensgrundlagen zerstört. Und dass mein Vater ein auch politisch hoch gebildeter Mensch war, kritisch und renitent, machte die Sache für ihn in der DDR nicht einfacher. Diplomatisch formuliert. Es ging meinen Eltern und meinen ältesten Geschwistern – das erste wurde 1947 geboren – in der Nachkriegszeit zunächst Jahr um Jahr immer besser. Meine Familie beschäftigte irgendwann sogar eine Haushaltshilfe. Im Ergebnis sieben Kinder – ich kam als letztes 1958 auf die Welt – ohne jede Hilfe zu betreuen und großzuziehen wäre selbst für meine Mutter, damals noch ein Energiebündel, kaum möglich gewesen.

Aber nach der Flucht musste es möglich sein. Ohne Geld. Ohne Perspektive. Mit Zwischenstationen in verschiedenen Flüchtlingslagern strandete meine Familie Anfang der

¹ Vgl. www.egbert-scheunemann.de/Tel-Aviv-Reise-Scheunemann.pdf

1960er-Jahre in einem kleinen Städtchen im tiefen Süden Deutschlands. Ländlich, katholisch, konservativ, hier und da nahezu finster hinterwäldlerisch. Und nicht nur nahezu. Berliner Großschnauzen, aufgewachsen in, vor allem väterlicherseits, bildungsbürgerlichen Kontexten, kommen aus einer Weltstadt im hohen Nordosten in ein kleines Kaff im tiefen Südwesten Deutschlands. Vom Preußischen ins Alemannische. Vom 20. Jahrhundert ins ausgehende Mittelalter. Zumindest sozialhistorisch und soziostrukturell betrachtet. Ein Kulturschock. Die drei ältesten Geschwister sollen nach dem ersten Tag in der Dorfschule heulend nach Hause gekommen sein: „Papa, wir wollen wieder zurück nach Deutschland!“ Sie verstanden kaum ein Wort in einer Schule, in der es noch Prügelstrafe gab. In der man am Mittwochmorgen in Dreierreihen auf dem Schulhof antreten musste, den Schulbuckel runter, den gegenüberliegenden Kirchbuckel wieder hoch, um am obligatorischen Schülergottesdienst teilzunehmen und das Christentum, und zwar das katholische, eingeträufelt zu bekommen. Oder auch eingebläut: von sadistischen Pfarrern, Vikaren und anderen Lehrern im Religionsunterricht. Autoritären Zwangsneurotikern fast durch die Reihe.

*

Meine Familie lebte im zweiten von einer Reihe neu errichteter Wohnblocks für Flüchtlinge am fernerer Rande des kleinen Städtchens, neun Personen in einer Dreizimmerwohnung. Man blieb im Neubauviertel in hohem Maße unter sich. Auch in den anderen Wohnblöcken fast nur Flüchtlinge. Anfangs zumindest. Nur ein oder zwei Mal die Woche ging es ins Städtchen, um ordentlich einzukaufen. Immer im Pulk. Auch, weil so viel getragen werden musste. Aber auch als Schutz. Vor Ablehnung, bösen Blicken, dummen Sprüchen und hier und da auch Aggressionen, vor allem unter Kindern und Jugendlichen. Mit offenen Armen wurden wir Flüchtlinge nicht empfangen, zumindest von den meisten Einheimischen nicht. Wir waren Fremde. Und wurden von vielen so behandelt. Selbst die Kinderbanden – was wir Kinder damals natürlich in keiner Weise begriffen – bildeten und gruppierten sich nach ethnischen und sozialstrukturellen Prinzipien. Bildstock, so hieß die Straße, an der die Wohnblocks für Flüchtlinge lagen, gegen Achbachstraße – das hieß, in hohem Maße zumindest, Flüchtlingskinder gegen einheimische Kinder. Viele zerbrachen an der Ablehnung und Ausgrenzung. Viele griffen schon sehr früh zur Flasche, Eltern, vor allem Väter, wie – lernfähig, wie sie sind – Kinder und Jugendliche. Oder zur Spritze. Vor allem Jugendliche.

Den harten Kern meines kindlichen und vor allem jugendlichen Freundeskreises – hart vor allem deswegen, weil viele Freunde Probleme zu Hause hatten und den Freundeskreis als Familienersatz brauchten – bildeten vielleicht sieben Jungs. Darum herum eine zweite Zwiebelchale von Freunden, vielleicht zwölf bis fünfzehn Jugendliche. Der Letzte aus dieser zweiten Zwiebelchale starb vor gut 25 Jahren. Kaum einer wurde dreißig Jahre alt. Fast alle starben am Suff, an anderen Drogen, knallten angesoffen oder angekiff mit dem Mofa, Moped, Motorrad oder dem ersten Auto gegen die Wand oder den Baum. Damals fragte niemand danach, warum dieser frühe Tod in gewissen Kreisen so häufig vorkam – und am allerwenigsten fragte jemand danach, was das mit dem, wie man heute sagt: Migrationshintergrund dieser Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu tun hatte. Mit ‚Integrationsproblemen‘, also Abgrenzung, Ausgrenzung, Anfeindung, Spott, Mobbing, Aggressionen. Aber ich habe irgendwann danach gefragt. Berufsbedingt. Interessensbedingt. Viele Eltern dieser Jugendlichen und jungen Erwachsenen sprachen kein Alemannisch. Sondern irgendeinen Dialekt, wie man ihn in Ostpreußen, Berlin oder im Sudetenland sprach. Oder in anderen Gebieten Deutschlands, die stark von Kriegseinwirkungen betroffen waren. Die Quote der in meinem weiteren Freundeskreis früh Gestorbenen mit ‚Migrationshintergrund‘ war sehr hoch.

Aber ich möchte, um gerecht zu sein, auch hinzufügen: Im Vergleich zu den ökonomischen und politischen Verhältnissen in Ost-Berlin, die meine Familie zur Flucht trieben, war unser neues Domizil in der Provinz, am Rande des Städtchens, nahe an Wiesen und Wäldern, auch eine Oase der Ruhe und des Friedens. Wir fanden dort auch viele gute Freunde. Freundschaften, die bis heute halten.

*

Mein Vater hat nicht gesoffen, meine Mutter am allerwenigsten. Dennoch starb mein Vater sehr früh, Anfang seiner sechziger Jahre, ich war gerade acht Jahre alt. Okay, er hat Pfeife und Stumpen geraucht. Billige Stumpen. Für teure, richtige, gute Zigarren war zu selten Geld da. Aber so früh gestorben ist mein Vater aufgrund der schlimmen Kriegserfahrungen, der Bombennächte, der Lasten des Wiederaufbaus seines Zuhauses und des Durchbringens seiner Familie in der Nachkriegszeit, der Vernichtung seiner beruflichen Existenzgrundlagen in der werdenden DDR, der Flucht, der Zeit der Hoffnungslosigkeit in den Flüchtlingslagern und des absoluten Neubeginns in besagtem Städtchen im Süden Deutschlands in einer nicht immer freundlichen Umwelt – als mein Vater schon Ende Fünfzig war. Mit sieben Kindern. Da geht man schon mal in die Knie. Und irgendwann geht die Puste aus. Final. Das war 1966.

Mein Vater war der ruhende Felsen in unserer Familie. Als er starb, brach alles auseinander. Meine Mutter – an der Seite meines Vaters hatte sie alles miterlebt, was ihn letztlich zerbrach und auch sie zerbrechen lassen sollte – stand plötzlich alleine da. Mit sieben Kindern. Fünf waren noch im Hause. Meine Mutter musste auf ihre alten Tage noch arbeiten gehen, zuerst in einem Gasthaus, dann im städtischen Krankenhaus in der Küche. Die erste kleine Rente bekam sie – nach einem Dreivierteljahr. Die beiden Geschwister, die auf dem Gymnasium waren – mein Vater legte großen Wert auf Bildung –, mussten runter, um Geld zu verdienen, zumindest eine Lehre zu machen für etwas Lehrlingslohn. Was für eine Degradierung! Genau diese beiden hatten später – vor allem, als zwei Jahre nach dem Tod unseres Vaters unsere Mutter schwer erkrankte – die größten Probleme mit, sagen wir es diplomatisch: bestimmten Drogen. Man könnte auch sagen: Einer von beiden war ganz am Schluss seiner Drogenkarriere sogar obdachlos.

Mehr als die Hälfte meiner Geschwister bekam mehr oder minder große Probleme mit Drogen, Suff vor allem. Keiner blieb unter Drogeneinfluss mit dem Motorrad an einem Baum kleben. Aber oft fuhren sie nur haarscharf daran vorbei. Faktisch wie bildlich gesprochen. Langfristig haben sich alle wieder gefangen. Aber es blieben Spuren, tiefe Spuren zurück. Seelisch und körperlich. Manchem fehlten einfach 25 Jahre. Entwicklungsjahre. Jahre des Aufbaus einer Familie, der Pflege von Freundeskreisen, des beruflichen Vorankommens, der Gestaltung eines wenn nicht glücklichen, so zumindest zufriedenstellenden Lebens.

*

Ohne diesen furchtbaren Krieg, ohne seine furchtbaren Folgen wäre mein Vater nicht so früh gestorben – mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit. Hätte er nur zehn Jahre länger gelebt, meine Familie wäre nicht zerbrochen. Viele meiner Geschwister wären nicht zerbrochen. Ohne diesen furchtbaren Krieg hätte es keine Flucht, keine ‚Migrationshintergründe‘, keine ‚Integrationsprobleme‘ gegeben. Vor wenigen Tagen wurde des Beginns des Zweiten Weltkrieges vor 80 Jahren gedacht, als deutsche faschistische Mörderbanden in Polen einfielen und Zehntausende Menschen umbrachten. Und danach Millionen in ganz Europa. Noch immer wirkt dieser furchtbare Krieg nach. In zweiter, dritter Generation. Womöglich würden meine beiden Brüder noch leben, die eben erst starben,

der eine vor ein paar Wochen, der andere vor ein paar Tagen – hätte es diesen furchtbaren Krieg und all seine furchtbaren Spätfolgen nie gegeben.

Und nein: Es ist nicht müßig, darüber nachzudenken, wie eng der Zusammenhang ist zwischen ‚großen‘ vergangenen Ereignissen und heutigen kleinen Einzelschicksalen. Einen Schlussstrich zu ziehen und die Vergangenheit endgültig ruhen zu lassen, wäre nicht nur moralisch verwerflich, sondern vor allem und ganz einfach dumm. Denn die Vergangenheit ruht nicht. Sie wirkt weiter. Ohne Gnade. Und es macht einen Unterschied ums Ganze, ob sie das hinter unseren Rücken tut oder vor unserem sehenden, klaren, erkennenden Auge. Genau deswegen müssen wir die Vergangenheit wach halten, sie thematisieren, analysieren, immer wieder – um auf ihre unweigerlichen Spätfolgen vernünftig und human reagieren zu können.

Denn heute erleben wir Ähnliches. Menschen fliehen vor dem Krieg und suchen Schutz und Obdach. Mit ihren Familien oder herausgerissen aus ihren Familien. Was wir an diesen Menschen Gutes oder Schlimmes tun, wird weiterwirken. Unweigerlich. Noch in zweiter und dritter Generation werden Menschen darunter leiden. Oder auch nicht – wenn wir sie integrieren und mit offenen Armen und Herzen aufnehmen, statt sie aggressiv abzulehnen, auszugrenzen, abzuschieben. Wir müssen lernen und begreifen, wie eng das zusammenhängt, noch lange Jahrzehnte, fast ein Jahrhundert später: der Krieg, die Familie, der Tod.